

Marianne Weber (1870–1954)
Ein anderes Labor der Moderne*

von Theresa Wobbe

Ein neuer Zugang zu Marianne Webers Werk

Ihre erste große Monographie „Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung“, die sie 1907 in akademischen Kreisen bekannt macht, widmet Marianne Weber in dankbarer Liebe der Schwiegermutter Helene Weber in Berlin. Mehr als eine konventionelle Geste, birgt diese Danksagung Hinweise auf biographische Schwellen. Während Marianne Webers ersten Aufenthalts im Jahre 1891 bei der Berliner Verwandtschaft, als sich ihr sozialer und intellektueller Horizont zu weiten beginnt, spielt Helene Weber eine folgenreiche Rolle für ihr Leben. Die Mutter von vier Kindern nimmt die 21jährige Verwandte aus Oerlinghausen mit Zuneigung auf und bestärkt sie zudem darin, nicht das Interimsdasein einer Haustochter in der Provinz fristen zu müssen, sondern einen Beruf zu ergreifen.

Der in dem Buch kritisierte moderne Ehepatriarchalismus hat einen aktuellen frauenpolitischen Kontext, nämlich die Kodifizierung des BGB, in dem die Vorrechte des Ehemannes bestehen bleiben. Zudem besitzt das Buch eine familiengeschichtliche Dimension. Die darin behandelten Fragestellungen stehen auch in Zusammenhang mit patriarchalen Vorstellungen von Max Weber senior, die 1897 Thema einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn sind.

Als Max Weber nach dem kurz darauf folgenden Tod des Vaters über Jahre in eine schwere nervliche Krise gerät und kaum noch zu arbeiten in der Lage ist, schreibt seine Frau an dem Buch, das zum Klassiker über die Eheentwicklung werden soll und mit dem sie in der bürgerlichen Frauenbewe-

gung zur Expertin für Ehe- und Sittlichkeitsfragen wird. Auf der Grundlage dieser rechtshistorischen und rechtssoziologischen Untersuchungen und angeregt durch die Soziologie Georg Simmels, verfaßt sie bis in die dreißiger Jahre Beiträge zu Fragen kultureller Muster weiblicher Vergesellschaftung. In diesen Überlegungen nimmt ein soziologischer Entwurf persönlicher Beziehungen und der Intimität Gestalt an. Als das Buch 1907 erscheint, ist Marianne Weber schon keine Unbekannte mehr. Hervorgetreten ist sie inzwischen mit ihren ersten Essays über frauenpolitisch hochaktuelle Fragen wie die Verbindung von Familie und Beruf oder das Verhältnis der Frauen zur Wissenschaft. Im Jahre 1924, als ihr die Ehrendoktorwürde der Universität Heidelberg verliehen wird, erhält sie diese Anerkennung für ihre wissenschaftliche Unterstützung des Werkes Max Webers und für ihre eigenen Untersuchungen auf dem Gebiet des Eherechts.

Marianne Weber ist bislang vor allem in ihren politischen und sozialen Aktivitäten wahrgenommen worden. Guenther Roth, der ihre Karriere als Frauenrechtlerin und Schriftstellerin beschrieben hat, bezeichnet die „Schriftstellerei“ als Marianne Webers „eigentliches Metier“.¹ Im professionellen Diskurs ist ihr soziologisches Werk nicht rezipiert worden.² Bis in die jüngste Zeit hat Marianne Weber die Instanz verkörpert, die sie anstrebte und zu der sie in der Tat geworden war: die Biographin ihres Mannes und die Herausgeberin seiner Werke. Der Weg zu Max führte über Marianne. Welcher Weg führt zu Marianne?

Im Zuge der Forschungen zur Frauenbewegung im Kaiserreich sowie im Rahmen der Bürgertumsforschung ist Marianne Weber in den letzten zehn Jahren als Bildungsbürgerin und Frauenpolitikerin entdeckt worden, die neue Impulse für die kulturellen Vorstellungen von Weiblichkeit und die Interaktionsmöglichkeiten zwischen den Geschlechtern gab.³ Vor diesem Hintergrund soll ein weiterer Zugang gewählt werden, der den Blick auf ihr Werk und ihren soziologischen Ansatz öffnet. Marianne Weber gehört einer weiblichen Generation an, für die die Frauenbewegung das entscheidende Medium dar-



Marianne Weber (1870–1954)

stellt, um Vorstellungen über die Geschlechter in der modernen Kultur zu entwickeln.⁴ Sie zählt zwar nicht zur Gruppe der professionellen Soziologinnen, die über formale Bildungsabschlüsse verfügen; ihre soziologisch interessanten Arbeiten erstrecken sich indes über drei Jahrzehnte.⁵ In ihren Schriften greift Marianne Weber zentrale Themen der zeitgenössischen Frauenbewegung auf und diskutiert sie unter Einbezug vor allem der soziologischen Arbeiten Georg Simmels. Gerade in dieser Verknüpfung von frauenpolitischen Überlegungen mit soziologischen Ansätzen ihrer Zeit besteht der bis heute interessante Versuch Webers, den kulturellen Ort der geschlechtlichen Differenz in der Moderne zu fassen.

Marianne Weber fragt, welche kulturellen Muster weiblicher Vergesellschaftung und welche Äquivalente für die soziale Funktion der Frau auszumachen sind, wenn die traditionelle geschlechtliche Arbeitsteilung aufgelöst ist. Diese Überlegungen implizieren eine Problemstellung, die ihre Aktualität im soziologischen Kontext keineswegs eingebüßt hat. Heutige Debatten zur Individualisierung kreisen um die Frage, wie die kulturelle Geltung der geschlechtlichen Differenz bestimmt werden kann und sozial legitimierbar ist, wenn die Unterscheidung Natur und Gesellschaft nicht mehr auf die Geschlechter verteilbar ist.⁶ Parallel dazu hat sich eine feministische Debatte über die kulturelle Dimension der geschlechtlichen Differenz und das Risiko egalitärer Emanzipationsvorstellungen entwickelt.⁷ In beiden Kontexten spielt die Geschlechterthematik wieder eine Rolle, die sie seit den fünfziger Jahren eingebüßt hatte.⁸ In Marianne Webers Schriften lassen sich soziologische Perspektiven zur geschlechtlichen Differenz in der Kultur der Moderne entdecken, die uns heute vielleicht angesichts ihres romantischen Pathos fern und fremd erscheinen, deren Problembezug allerdings eine erstaunliche Aktualität behalten hat.

Besitzbürgerin, Bildungsbürgerin und soziologische Denkerin

Marianne Weber, geb. Schnitger, wird am 2. August 1870 als erste Tochter von Anna Schnitger, geb. Weber, und des Arztes Eduard Schnitger in Oerlinghausen bei Bielefeld geboren. Drei Jahre später stirbt die Mutter im Kindbett, und Marianne wächst als Halbwaise bei der Großmutter väterlicherseits, Dorette Schnitger, und deren Töchtern Flora und Maria in Lemgo auf. Flora Schnitger wird Schulvorsteherin in Lemgo und Mariannes Lehrerin. Die Marginalität der Kindheit, der frühe Tod der Mutter und die Geisteskrankheit des Vaters werden dadurch ausgeglichen, daß Marianne eine gute Ausbildung erhält. Überdies kann sie sich auf die finanzielle Sicherheit ihrer besitzbürgerlichen Familie stützen.⁹

Für die Ausbildung schickt der Leinenhändler Carl Weber die Enkelin von 1887 bis Sommer 1889 nach Hannover ins Mädchenpensionat, dessen Leiterinnen „in England ausgeweitete Persönlichkeiten, vornehme Erscheinungen von schlichter Eleganz“¹⁰ sind. Einige von Mariannes Mitschülerinnen kommen aus England, Finnland und sogar aus den Vereinigten Staaten. Im Pensionat entkommt sie der kleinstädtischen Enge von Lemgo, wo die Freundinnen fast alle unverheiratet „als Haustochter bei den Eltern hängen“ bleiben.¹¹ Im großstädtischen Hannover erhält sie eine Fülle von kulturellen Anregungen. Hier wird aus dem übereifrigen Backfisch, der seine Umgebung mit einem unübersehbaren Geltungsbedürfnis traktiert, eine junge Frau, deren sozialer und kognitiver Horizont sich weitert. Eine andere Marianne, ein ‚anspruchsvoller Kulturmensch‘, kehrt mit 18 Jahren nach Lemgo zurück. Dieser Wandel birgt einige Probleme, denn Marianne paßt immer weniger in die Kleinstadt: „Langeweile legte sich wie Mehltau auf meine Seele, machte mich halbkrank – dazu kam das schlechte Gewissen.“¹²

Sie geht den Weg einer Tochter aus gutsituiertem besitzbürgerlichen Hause, die auf ein Frauenleben als Hausfrau, Gattin

und Mutter vorbereitet wird. Der Besuch bei der Berliner Verwandtschaft unterbricht diese vage und etwas trostlose Situation. Wie schon in Hannover fasziniert sie das großstädtische Leben. Die Begegnung mit Helene Weber und der Rat dieser klugen und energischen Frau öffnet weitere Perspektiven. Für die Tante ist nämlich klar, daß Marianne nicht als Haustochter auf den geeigneten Ehemann warten soll, sondern selbst einen Beruf anstreben muß.

Der Zeichenkursus, den sie ein Jahr später in Berlin beginnt, ist dann zwar nicht der Anfang zum Lehrerinnenberuf. Der Aufenthalt in der Weberschen Familie bildet jedoch den Auftakt zu einer langen Familiengeschichte: Die Tante wird zur Schwiegermutter und der älteste Sohn zum Ehemann. In zweierlei Hinsicht erweist sich der Besuch bei der Berliner Verwandtschaft als biographische Schwelle. Durch die Begegnung mit Helene Weber wird ein Mangel behoben, nämlich als Waise „lange wie ins Leere gestellt“¹³ gewesen zu sein. Marianne Weber erhält nun einen Ort in der Welt, eine Mutter, die für sie affektiv und sozial zur entscheidenden personalen Orientierung wird, zum Vorbild ethischen Handelns. Helene Weber, eine „wahre Virtuosa in Sachen Wohltätigkeit“,¹⁴ verkörpert den ethischen Individualismus, von dem Marianne Webers spätere Schriften immer wieder geprägt sein werden. In dem Lebensbild, das Marianne Weber 30 Jahre später über ihren verstorbenen Mann verfaßt, ist die Mutter allgegenwärtig. Nicht nur ein eigenes Kapitel ist ihr gewidmet, darüber hinaus durchziehen ausführliche Passagen der Korrespondenz zwischen Helene, Max und Marianne Weber das Werk. Wie schon Helene Lange feststellte und Guenther Roth betont: im „Lebensbild“ sind die Frauen nicht zu ignorieren.¹⁵

Im Weberschen Haushalt lernt Marianne eine Bildungsgewißheit kennen, die zur Stütze ihrer Selbstgewißheit werden wird.¹⁶ Das bildungsbürgerliche Ambiente ermöglicht Kommunikation über Kulturelles, Soziales und Politisches. Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ist für diese Kommunikation von Bedeutung. So stellen die Frauen einen familiären Innenraum und einen kulturellen Standard zur

Verfügung, der diesen spezifischen Lebensstil ermöglicht.¹⁷ Als Max und Marianne 1893 in Oerlinghausen den Bund fürs Leben schließen, gehen sie eine „standesgemäße besitzbürgerliche Vetternaffaire“¹⁸ ein.

Mit ihrer Heirat legen Marianne und Max die materielle Grundlage für einen bildungsbürgerlichen Lebensstil. Max Weber junior, der aus einer der reichsten anglo-deutschen Handelsfamilien in der Mitte des 19. Jahrhunderts stammt, heiratet eine vermögende Frau. Denn der Leinenhändler Carl Weber, der Großvater mütterlicherseits, behandelt seine Enkelin Marianne mehr und mehr als seine Tochter. Als er Anfang der 1890er Jahre das Vermögen seiner verstorbenen Frau Marianne Niemann unter seine Kinder verteilt, berücksichtigt er Marianne als eines von ihnen.¹⁹ Auf der Grundlage eines bildungsbürgerlichen Lebensstils erproben die ‚Gefährten‘ ein Konzept des ehelichen Lebens, das Solidarität und Autonomie verknüpfen will. Darin liegt der Versuch, Modernität in der ehelichen Beziehung zu bewähren.²⁰

Mit der Berufung Max Webers auf den Lehrstuhl für Nationalökonomie in Freiburg wird Marianne Weber 1894 zur Professorenehefrau. Hier beginnt sie endlich als Hospitantin mit einem Studium bei den Kollegen ihres Mannes Alois Riehl (1844–1924) und Heinrich Rickert (1863–1936), als dessen „eifrige Schülerin“ sie sich später bezeichnet.²¹ Zum ersten Mal hat sie die Möglichkeit, sich systematisch mit kulturwissenschaftlichen Fragen zu beschäftigen. Das Studium bei dem Neukantianer Rickert erweist sich als prägend für ihre künftigen Arbeiten. Die Bestimmung des Wertbezugs, der die Fragen und die Auswahl der Gegenstände im Forschungsprozess steuert, wird zum Angelpunkt ihrer kulturwissenschaftlichen Untersuchungen. In ihren späteren Schriften stellen die Konstitution von Kultur über den Wertbezug und die damit ermöglichte Perspektivität von Wissenschaft den methodischen Weg ihrer Beschäftigung mit der geschlechtlichen Differenz in der modernen Kultur dar.

Die Berufung Max Webers nach Heidelberg bringt das Ehepaar 1897 in eine neue akademische Umwelt, die stärker als

zuvor in Freiburg von der älteren Generation der Ordinarien bestimmt wird. Nicht bereit, sich am Neckar „den Riten der alten Geheimratsgeselligkeit anzupassen“,²² entschließen sie sich zu anderen Formen der Kommunikation. Hier erhält die Gefährtenehe einen deutlicheren Außenbezug. Marianne Weber erweitert ihren Radius nun um eine zusätzliche Dimension. Sie gründet die Heidelberger Sektion des Vereins „Frauenbildung – Frauenstudium“, bei dessen Zusammenkünften nicht gestrickt, sondern diskutiert wird. Der Gatte erscheint in der Biographie als der Ritter, der „mit eingelegter Lanze bereit“ steht, „wenn es gilt, den Anfeindungen der alten Garde Widerpart zu halten“.²³ Und das tut er tatsächlich auch prompt, als Marianne Weber als Veranstalterin des BDF-Kongresses in Heidelberg polemisch in der Presse angegriffen wird.²⁴

Der Zugang zur Frauenbewegung öffnet ihr einen neuen Kontinent der politischen und kulturellen Kommunikation. Hieraus erwachsen Freundschaften zu Else von Richthofen (1874–1973), Marie Baum (1874–1969) und Gertrud Bäumer (1873–1954), die über die Jahrzehnte ein dichtes Netz privater und politischer Verbindungen knüpfen. Die Frauenbewegung wird durch diese Generation ihrer Trägerschicht zu einem Medium, in dem Frauen Formen kultureller Vergesellschaftung erproben. Ein Beispiel dafür sind die Mädchenbildungsvereine, die Rechtsschutzvereine und die Initiativen im Rahmen der Sittlichkeitsbewegung. Für die Generation Marianne Webers ist die Frauenbewegung die Arena der Politisierung und das Labor zur Erprobung weiblicher Lebenskonzepte.²⁵

Marianne Weber hat zwar selbst keine akademischen Abschlüsse erworben. Die Erfahrungen der ersten Studentinnen, denen die Kommilitonen mit spöttischer Herablassung in den Hörsälen begegnen, teilt sie allerdings in Freiburg, als sie dort gemeinsam mit der Offizierstochter Else von Richthofen Vorlesungen besucht. Als Pionierin erlebt sie sich und die enge Freundin, die 1901 als erste Frau bei Max Weber promoviert und dann für kurze Zeit einen programmatischen Beruf, den der ersten Fabrikinspektorin, ergreift. Diese Freiburger und Heidelberger Erfahrungen in der akademischen Welt liefern

Marianne Weber sicherlich auch den empirischen Stoff für den späteren Beitrag zum „Typenwandel der studierenden Frau“. ²⁶

Die individuellen Bildungsmöglichkeiten, die im Rahmen der Frauenbewegung nun potentiell für alle Frauen beansprucht werden, tragen zu einer Dynamik im Geschlechterverhältnis bei. Das Ineinandergreifen neuer Formen akademischer Geselligkeit und neuer Vorstellungen über Weiblichkeit, die Verschränkung von bildungsbürgerlichen und frauenpolitischen Kreisen, läßt auch so manchen Bildungsbürger nicht unbeeindruckt. ²⁷ Feministische Vorstellungen hinsichtlich einer Veränderung der erotischen Beziehungen setzen wiederum ein Umdenken hinsichtlich der Rolle von Frauen in Gang und forcieren damit die Erosion der Erotik. ²⁸ Marianne Weber nimmt in dieser Konstellation eine prominente Stellung ein. Sie ist nicht nur im kulturprotestantischen Milieu an der sozialen Vernetzung verschiedener Kreise beteiligt, sondern exponiert sich auch durch ihre politischen Aktivitäten.

Marianne Webers sozialer Radius erweitert sich, und die wissenschaftliche Arbeit selbst wird zur Stütze, um in schweren Zeiten Kontinuität zu bewahren. Als Max Weber nach dem Tode des Vaters 1897 in eine tiefe mentale Krise stürzt, die über zehn Jahre lang den Alltag Marianne Webers bestimmt, erhält die wissenschaftliche Arbeit eine kompensatorische Funktion. Das erste Ergebnis bildet ihre Untersuchung über „Fichtes Sozialismus und sein Verhältnis zur Marxschen Doktrin“, die 1900 mit einem Vorwort ihres Gatten veröffentlicht wird. Ihre rechts- und kulturhistorische Monographie, die auch auf die Anregung ihres Mannes zurückgeht und zu Teilen in gemeinsamer Arbeit mit ihm realisiert wird, entsteht ebenfalls in den Jahren der Krankheit. ²⁹ Seit 1901 ist sie Mitglied im Vorstand des „Bundes Deutscher Frauenvereine“, dem Dachverband der bürgerlich-interkonfessionellen Frauenbewegung. Als der Erste Weltkrieg ausbricht, ist die Position der ‚nationalen Selbstbehauptung‘ für das Ehepaar Weber ohne Frage. ³⁰ Marianne Weber engagiert sich in Heidelberg im „Nationalen Frauendienst“, einer überparteilichen und überkonfessionellen Frauenorganisation, die die verschiedenen Frauenvereine zu-

sammenfaßt.³¹ Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches stürzen sich die Webers aktiv in die Politik und unterstützen als Mitglieder der DDP engagiert die Republik. Im Gegensatz zu ihrem Mann, der als Politiker nicht reüssiert, gelingt es Marianne Weber, als Abgeordnete der DDP in die verfassungsgebende Nationalversammlung von Baden gewählt zu werden.³²

Der unerwartete Tod Max Webers am 14. Juni 1920 trifft sie in ihrem Lebenselan und löst eine schwere Krise aus. Sie zieht sich aus der organisatorischen Arbeit des BDF zurück, setzt sich an den Schreibtisch des Verstorbenen und macht sich an das Werk seiner ‚irdischen Verewigung‘.³³ Ohne das Unternehmen dieser Biographie und der Herausgabe seiner Schriften hätte Max Webers Werk nach Guenther Roth „seine spätere Bedeutung für die Sozialwissenschaften“ wohl leicht „verfehlen können“.³⁴ Ganz unabhängig von den Einwänden, die gegen das „Lebensbild“ und die Editionsstrategie der Witwe im Laufe der Jahrzehnte erhoben wurden, steht die Bedeutung dieses Unternehmens als eigenständige Leistung außer Frage.³⁵

Im Schmerz kann sie den Dialog mit dem Verstorbenen fortführen. Nachhaltig am Tode zu leiden und zu trauern, das schildert sie später am sozialen Phänomen der Witwenschaft, erhält und steigert die Nähe zum Geliebten.³⁶ Im Unterschied zum Mann, der sich durch den sachlichen Außenbezug den Herausforderungen der persönlichen Existenz entziehen kann, trifft die Frau der Tod im Mittelpunkt ihrer persönlichen Existenz. Im Außenbezug hat Marianne Weber zudem in der Weise gehandelt, wie sie es später etwas pathetisch am Beispiel der Witwe Cosima Wagner beschreibt, die sich selbst „dem Dienst des Genius unterordnet und in seinem Namen anordnet“.³⁷ Mit dem Verfassen der Biographie und der Durchführung der Edition hat sie einen *fait accompli* geschaffen. Niemandem hat sie es überlassen, die Person und das Werk Max Webers festzuhalten und damit den Weg für die Erinnerung vorzugeben. Hier erhält wieder ein praktischer und energischer Zug ihrer Persönlichkeit Kontur, eine gewisse Zähigkeit und Hartnäckigkeit des Handelns, die nicht hoch genug geschätzt werden

können. Hier scheint etwas auf, das jenseits der protestantischen Verinnerlichung vom pragmatischen Handeln geleitet ist, eine Dimension, die Helene Weber in ihrer praktischen Wohltätigkeit selbstverständlich war.

Nach der Fertigstellung wendet sich Marianne Weber wieder ihren politischen Interessen zu. Auf der Schwelle zu ihrem sechsten Lebensjahrzehnt hält sie Vorträge zu sexualethischen Fragen, verfaßt zwei wichtige Schriften zur modernen Ehe und zum kulturellen Wandel von persönlichen Beziehungen, die in der heutigen Debatte über die Codierung von Intimbeziehungen keineswegs belanglos sind. Sie läßt ihre *jours* in Heidelberg wieder aufleben. Die Zusammensetzung, die nun mehr von den Damen als von den Herren bestimmt wird, geht auf die Initiative des Schwagers, Alfred Weber (1869–1958), zurück. Inzwischen hat Marianne Weber eine weitere wichtige Entscheidung getroffen, die Respekt verlangt. Für die vier Kinder der durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen Liebblingsschwester Max Webers, Lili Weber-Schäfer (1880–1920), übernimmt sie die Vormundschaft. Zudem nimmt sie andere junge Leute aus der Familie Baumgarten und Mommsen in ihr Haus in Heidelberg auf. Die Fallenstein Villa wird durch Marianne Weber wieder zu einem Haus, wie es Georg Simmel (1858–1918) als die große kulturelle Leistung der Frau charakterisiert hat: Als Lebenskategorie verkörpert es eine einmalige Synthese, nämlich Teil des Lebens zu sein und das Leben zusammenzuführen. Als Teil und Ganzes ist die kulturelle Formation des Hauses „mit dem variablen und persönlichen Leben von Stunde und Jahr verknüpft“.³⁸

Wie bedrückend eng das persönliche Leben mit dem politischen verkettet sein kann, zeigt sich dann während des Nationalsozialismus, als die *jours* bei Marianne Weber einigen, die nun ganz ins Abseits geraten sind, einen sozialen Bezug bieten. Diese Zusammenkünfte haben jetzt eine veränderte Bedeutung, für manche stellen sie eine der wenigen Möglichkeiten von Kommunikation dar, die in beklemmenden Zeiten aus der erzwungenen Privatheit hinausführt. Marianne Weber war gewiß keine Widerstandskämpferin, aber auch keine National-

sozialistin; sie blieb eine liberale Nationalistin, einer Generation angehörend, „die sich am meisten mit dem deutschen Nationalstaat und dem Deutschtum identifizierte und sie als höchste politische Werte betrachtete“.³⁹ Bei Kriegsende gehört sie mit ihrem Schwager Alfred Weber und dem Freund Karl Jaspers (1883–1969) zu der kleinen Gruppe von Intellektuellen, die einen Neuanfang versuchen und dabei von der Militärregierung unterstützt werden.⁴⁰

Mit der Energie, die ihr im Alter von 75 Jahren bleibt, verfolgt sie zielstrebig die Neuauflagen des „Lebensbildes“ und von „Wirtschaft und Gesellschaft“. Ihr zwischen 1936 und 1942 verfaßtes Buch „Erfülltes Leben“, eine in Briefform stilisierte „Jugendberatung“ (Roth), wird 1946 veröffentlicht, und 1948 erscheinen ihre „Lebenserinnerungen“, durchaus eine Parallelektüre zum „Lebensbild“. Ihren Salon führt sie bis 1952 weiter. Der Kreis derjenigen, die am 17. März 1954 an ihrem Grab Abschied nehmen, läßt den langen Weg messen, den Marianne Schnitger aus Lemgo gegangen ist. Dies drückte Paul Honigsheim anlässlich ihres 80. Geburtstags mit den Worten aus, „daß sich dies Dasein in einer Fülle von Sphären abspielt hat“.⁴¹ Marianne Weber wird als national bedeutende Person geehrt, mit dem Kranz des alten Weggefährten aus der DDP und jetzigen Bundespräsidenten Theodor Heuss und mit dem letzten Gruß der Bundesregierung.⁴² Marianne Webers facettenreiche Gestalt als Politikerin und Frauenrechtlerin, als Gattin, Witwe und Mutter, als soziologische Denkerin und Bildungsbürgerin kann hier gewiß nur angedeutet werden. Das Interesse gilt im folgenden ihren Schriften, in denen sie sich mit soziologischen Fragestellungen beschäftigt hat.⁴³

Perspektiven auf den weiblichen Individualisierungspfad

In den Briefen der Verlobungszeit fordert Max Weber von seiner späteren Ehefrau: „Du mußt ein Herrschaftsgebiet haben, auf welchem ich nicht, wie auf dem Gebiet des Denkens, mit Dir konkurriere.“⁴⁴ Er unterstützt und begrüßt zwar aus-

drücklich den Wissens- und Bildungsdurst der Verlobten, doch soll sie ihren Schwerpunkt dabei nicht „auf rein geistig-philosophischem Gebiet“ suchen, sondern als Grundlage ihres Lebens – so schlägt er ihr vor – solle sie eine für ihn „unnahbare Domäne praktischen Wirkens“ entwickeln.⁴⁵ Denn für „Glück“ halte er es keineswegs, wenn jemand „die Befriedigung des Wissensdurstes für den eigentlichen Inhalt des Lebens“ erachte.⁴⁶ Der zukünftige Gatte warnt die Braut vor der *déformation professionnelle* des Wissenschaftlers und weist auf die stabilisierende Funktion praktischer Tätigkeit hin.

Marianne Weber beschließt jedoch im Gegenteil, sich alsbald mit der Wissenschaft zu befreunden und dieser ‚strengen Göttin‘ ins Antlitz zu schauen. In ihrer Autobiographie notiert sie dazu: „Ich stand auf der Schwelle meines Schicksals.“⁴⁷ Die Fingerzeige Max Webers, daß die Braut vor allem im praktischen Leben eine feste Basis finden solle, sind mit düsteren Andeutungen über die Abgründe intellektueller Arbeit verwoben. Als Max Weber fünf Jahre später in eine Krise stürzt und „ohne Qualen weder lesen noch schreiben noch reden, noch gehen und schlafen“ kann,⁴⁸ berichtet Marianne Weber etwas fassungslos über die potentielle Bedrohung durch intellektuelle Arbeit an die Schwiegermutter: „Diese einseitig ausgebildeten Männer sind doch verraten und verkauft, wenn ihr Kopf nicht will – könnte man ihn doch wenigstens in die Küche schicken!“⁴⁹

Die Einseitigkeit moderner Differenzierung und Spezialisierung bildet in Marianne Webers Schriften ein zentrales Motiv. Wie für Georg Simmel ist auch für sie die Frage leitend, welche Bedeutung dieser Vorgang für die Kultur der Moderne hat. Für beide ist die Gewißheit einer unilinearen Entwicklung, als Fortschritt verstanden wie bei Herbert Spencer, nicht mehr möglich. Vielmehr betrachten sie die Differenzierung nüchtern und skeptisch, und diese Diagnose erhält für sie nicht zuletzt ihre empirische Bestätigung durch das unterschiedliche Verhältnis, das die Geschlechter zur modernen Kultur haben.

Schon in Marianne Webers Essay „Die Beteiligung der Frau an der Wissenschaft“ (1904) ist die Verwandtschaft zur Sim-

melschen Fragestellung nicht zu übersehen. Auch für Marianne Weber geht es nicht darum, daß die Frauen durch zunehmende Partizipation zu den Männern werden, die sie nicht sein wollen. Vielmehr liegt der Akzent auf der Frage, ob die Frau etwas „Eigenartiges und Unersetzliches“⁵⁰ zu einer Kultur beitragen könne, die bisher männlich bestimmt gewesen ist.

Als Rickertschülerin geht Marianne Weber davon aus, daß die Erkenntnis der Kulturwirklichkeit sich in der Gegenstandskonstruktion nach Wertgesichtspunkten richtet. Die Kulturwissenschaften stellen das privilegierte wissenschaftliche Terrain für Frauen dar. Hier kann sich der „neue Standpunkt der Betrachtungsweise“ etablieren, „der Bekanntes im neuen Lichte zeigt und bisher Unbeachtetes als kulturbedeutsam erkennen läßt“.⁵¹ Der Gedanke, daß das kreative Potential der Frauen in einer ‚anderen‘ Perspektive liegen könnte, ist in Simmels Essay „Weibliche Kultur“ formuliert. Denn die Frauen haben nicht nur die Gelegenheit, etwas anderes zu sehen als die Männer, sondern „auch die Möglichkeit, anders zu sehen“.⁵² Für Marianne Weber birgt der andere Blick der Frauen die Chance, eine Verbindung zwischen Bereichen zu schaffen, die sich nach Max Weber in einem „unüberbrückbar tödlichen Kampf“ befinden.⁵³ Sie denkt an eine kulturelle Funktion, die sie als die „Verminderung der Kluft zwischen sachlicher und persönlicher Kultur“ charakterisiert.⁵⁴

Marianne Webers Essay zur Beteiligung der Frauen an der Wissenschaft enthält in nuce eine Fassung der kulturellen Bedeutung des geschlechtlichen Unterschiedes, die sie in ihren weiteren Schriften ausarbeitet und präzisiert.⁵⁵ Die vormalige geschlechtliche Arbeitsteilung, im Rahmen derer die Frau gesellschaftlich ausgeschlossen war, allerdings einen sozialen Ort hatte, löst sich auf; dies bedeutet für Frauen einen Funktionsverlust. Mit zunehmender Rollendifferenzierung und Angleichung der Frauen an die Männer wird die vormalige Unterscheidung diffuser. Vor diesem Hintergrund stellte sich für Simmel die Frauenbewegung in ihrer Ambivalenz zwischen egalitären Ansprüchen und der Betonung einer kulturellen Bedeutung der Frau als ein riskantes Unternehmen dar.

Bei Marianne Weber erhält der Funktionsverlust des Hauses gerade im Kontext der Frauenbewegung eine spezifische Wendung. Wie sie in ihrem Klassiker über die „neue Frau“ ausführt, ermöglicht die Frauenbewegung als soziale Bewegung ein weibliches Gemeinschaftshandeln, das im Unterschied zur Fixierung auf das Haus eine Solidarität zwischen Frauen denkbar macht.⁵⁶ In der Verbindung von *Selbstgestaltung und Weltgestaltung*, wie sie den Individualisierungspfad der Frauen beschreibt, entsteht ein neuer Frauentypus. In ihrem Essay „Die neue Frau“ entwickelt sie ihr Argument, demzufolge der Typus der neuen bzw. modernen Frau ein kulturelles Potential verkörpert. Die *neue Frau*, und hierin liegt die Pointe von Marianne Webers Argument, wird empirisch aufgrund der Umstellung der Arbeitsteilung und im Rahmen der sozialen Bewegung der Frauen allererst möglich. In diesem Sinne verkörpert die *neue Frau* einen sozialen Typus und eine kulturelle Orientierung. Die Existenz der modernen Frauen ist Marianne Weber zufolge durch eine Spaltung bestimmt, die im dualistischen Frauentypus besonders manifest wird.

Der dualistische Typus enthält Weber zufolge die Möglichkeit einer Synthese von subjektiver und objektiver Kultur. Diese Überlegung steht den Konzepten der Frauenbewegung sehr nahe. Denn im Rahmen der Frauenbewegung soll dem Verlust des häuslichen Ortes der Frau mit der „Erweiterung der Mütterlichkeit“ als „Ausbau einer weiblichen Sphäre“⁵⁷ entgegengetreten werden. Das programmatische Leitziel besteht darin, „den Kultureinfluß der Frau zur vollen inneren Entfaltung und freien sozialen Wirksamkeit zu bringen“.⁵⁸ Gegen die einseitige Entwicklung der objektiven Kultur soll die Frauenbewegung einen Einfluß geltend machen, der an Funktionen des Hauses anknüpft. In dem Konzept von der Frau als Kulturträgerin ist diese Dimension der Relation und Vermittlung enthalten. Frauen überbrücken die Diskrepanzen und Distanzen der funktional differenzierten modernen Gesellschaft.⁵⁹

Die geschlechtliche Arbeitsteilung, die ihren historischen Ort und ihre soziale Funktion im Haus hatte, erhält nun ein

Äquivalent. Unter den Bedingungen zunehmender Ausdifferenzierung wird mit der Bestimmung der Kulturaufgaben der Frau ihre Funktion auf alle Teilbereiche ausgedehnt.⁶⁰ Indem Marianne Weber die Kultur der Persönlichkeit betont, schließt sie einerseits deutlich an Simmels Analysen der modernen Kultur an. Angesichts des diskrepanten Verhältnisses von subjektiver und objektiver Kultur könnten Frauen die Funktion erhalten, einen Gegenpart zur drohenden Erstarrung in „bloßem Fachmenschentum“⁶¹ zu spielen. Andererseits tritt Marianne Weber in Gegensatz zu Simmel. Mit ihrem Essay von 1913, der den programmatischen Titel „Die Frau und die objektive Kultur“ trägt, reagiert sie auf Simmels Essay „Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem“ von 1911. Simmel diskutiert hier das Verhältnis der Geschlechter als ein Relativitäts- und Relationsphänomen und stellt die Frage nach der Möglichkeit weiblicher Individualität und Individualisierung.⁶²

Nach Marianne Weber bleibt die Schöpfung der objektiven Kultur zwar wie bei Simmel ebenfalls vor allem dem Mann vorbehalten. Mit dem Typus der *neuen Frau*, der eben „auch auf das Objektive weisende Anlagen empfangen“⁶³ habe, beansprucht Marianne Weber indes auch für Frauen die Beteiligung an der Schaffung der objektiven Kultur. Im Unterschied zu Simmel sieht sie in dem Gemeinschaftshandeln der *neuen Frau* die Möglichkeit einer anderen Verknüpfung objektiver und subjektiver Kultur. Die ‚neue Frau‘ kann „in der Mittlerschaft zwischen Objekt und Subjekt“⁶⁴ zur Kulturträgerin werden.

Marianne Webers Überlegungen zu Mustern weiblicher Vergesellschaftung in der Moderne befinden sich in einer spannungsreichen Nähe und Distanz zu Georg Simmel und Max Weber. Wie Simmel fragt sie nach dem Äquivalent für den traditionellen Ort der Frau in der Moderne und betrachtet die gleiche Einbindung der Frauen in den Rationalisierungsprozeß nicht als wünschenswert. Im Unterschied zu Simmel liegt für sie in dem Gemeinschaftshandeln der *neuen Frau* ein Potential für die subjektive *und* die objektive Kultur. Simmel kann überdies ihre Vorstellungen über einen möglichen anderen Individualisierungspfad der Frau nicht teilen.

Wie Max Weber geht Marianne Weber von der Unumkehrbarkeit abendländischer Rationalisierung und Differenzierung aus. Mit ihrem Mann verbindet sie das kultursoziologische Forschungsprogramm, das nach der Verschränkung von Ideen und Interessen fragt. Im Unterschied zu Max Webers Konzept der Moderne, in dem die Trennung von Funktionen und Sphären mit einem Dezisionismus beantwortet wird, erkundet Marianne Weber die Möglichkeiten der Verknüpfung von subjektiver und objektiver Kultur. Diesen Unterschied, der von der Sache her einen Gegensatz zu Max Webers Konzept darstellt, hat sie selbst sicherlich nicht als Gegensatz, sondern eher als Erweiterung angesehen. Frauen erfahren nach Marianne Weber auf ihrem Individualisierungsweg ein Spannungsverhältnis von persönlichen und unpersönlichen Beziehungen, sie befinden sich damit in einem Zwiespalt, der für Männer in dieser Weise nicht existiert. Die Entwicklung von der Tradition zur Moderne wird von Marianne Weber also nicht als eine kumulative betrachtet, die ausschließlich wünschenswert ist. Mit der Frage nach den kulturellen Mustern weiblicher Vergesellschaftung tangiert Marianne Weber eine Problematik, die uns als leitende Fragestellung der klassischen Soziologie bekannt ist.

Das rechtshistorische Werk über den Wandel der Ehe

Marianne Weber beschäftigt sich in ihrem Hauptwerk, das 1971 noch einmal nachgedruckt wurde, mit dem kulturellen Wandel der Institution der Ehe. Ihre Untersuchung über die Entwicklung der Eheproblematik soll die Rechtsnormen in ihrer praktischen Bedeutung für die Lage der Frau darstellen. Dabei ziehen sich zwei Erklärungsdimensionen durch die Studie: Die soziale rekonstruiert die monogame Ehe aus den Interessen der Frau und der Kinder an einer rechtlich legitimen Position; die kulturelle zeigt, daß sich mit der monogamen Ehe die Liebe als Kultivierung subjektiver Gefühle herausbildet und einen Motor der Individualisierung darstellt.⁶⁵

Die Autorin kritisiert den Mythos vom Matriarchat, der um die Jahrhundertwende, nicht zuletzt durch August Bebels Bestseller „Die Frau und der Sozialismus“, Hochkonjunktur hat. Die Ehe bestimmt sie im Weberschen Sinne als das Ergebnis eines Kulturprozesses, einer spezifischen Verschränkung von Ideen und Interessen. Die Herausbildung der legitimen Einehe habe im Interesse der Frau und der Kinder an Schutz und Erbrechten gelegen (E, S. 79, 514). Rechtsgeschichtlicher Ausgangspunkt der legitimen Ehe ist damit die vertragliche Verpflichtung des Ehemannes gegenüber der Ehefrau (E, S. 73).

Die Schwelle zur modernen Eheauffassung bildet die Reformation, mit der die Ehe als Sakrament aufgehoben wird, in ihrer Unauflöslichkeit indes erhalten bleibt. Hiermit ist der Anfang in Richtung auf eine diesseitig gewendete Perspektive gemacht, die für Frauen einen folgenreichen Widerspruch birgt.⁶⁶ Dies illustriert Marianne Weber am modernen Naturrecht und am ethischen Individualismus. Das utilitaristisch ausgerichtete Naturrecht zeigt sich gegenüber der Existenz zweier Geschlechter gleichgültig, indem es den ehelichen Vertrag mit anderen Kontrakten gleichsetzt und damit eine Gleichheit der Geschlechter unterstellt, aus der nirgendwo in bezug auf die Frau Konsequenzen gezogen werden (E, S. 295 ff.). Im deutschen Idealismus entwerfen Immanuel Kant und Johann Gottlieb Fichte dann das Konzept der sittlichen Persönlichkeit und fassen damit die Ehe als ethische Institution. Allerdings beziehen sie diese Normen nur auf den Ehemann. Für Marianne Weber ist damit der Individualismus „soweit die Frauen in Betracht kommen, von Kant und Fichte nicht zu Ende gedacht worden“ (E, S. 403).

Wenn nun beide Gatten als freie Persönlichkeiten mit dem Anspruch auf vernunftgeleitete Selbstbestimmung gedacht werden, dann zieht das die „Selbstbeschränkung persönlicher egoistischer Herrschaftsgelüste“ (E, S. 304) als normative Orientierung für die Rechtsordnung nach sich. Die Argumentation Marianne Webers steht im zeithistorischen Kontext der Beratungen einer Kodifikation des Bürgerlichen Rechts und dem

Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahre 1900. Hieran entzündet sich in bezug auf das Ehe- und Familienrecht eine leidenschaftliche Debatte, die im sogenannten Frauenlandsturm, der Kampagne der bürgerlichen Frauenbewegung ab 1896, einen hohen Mobilisierungsgrad erreicht.⁶⁷ Wie die Frauenbewegung vertritt Marianne Weber ein Eheideal, das das Selbstbestimmungsrecht der Ehefrau schützt. Ihre Kritik am BGB richtet sich damit vor allem gegen die Regelung der persönlichen Rechtsverhältnisse, die Verteilung der elterlichen Gewalt sowie auf das Ehegüterrecht.⁶⁸

Gegen den ehelichen Patriarchalismus, der in den Bestimmungen des BGB erhalten bleibt, polemisiert sie in einer Max Webers Rhetorik entlehnten Schärfe, die nicht nur Emile Durkheim zu weit ging.⁶⁹ Für sie „steht über allem Zweifel fest“, daß das Eherecht des BGB „die Entwicklung der kleinlichen ‚Autorität‘-Eitelkeit des Mannes auf Schritt und Tritt fördert und daher an der Entwertung der ehelichen Beziehungen (...) sein gerütteltes Maß an Schuld trägt“ (E, S. 500). Zwischen patriarchalem „Großmut“ und „naiver Rücksichtslosigkeit und Ichsucht“ tritt dem Leser bei Marianne Weber „als charakterologisches Produkt des ehelichen Patriarchalismus der selbstherrliche, gemütlich undifferenzierte, spezifisch deutsche Durchschnitts-Ehemann entgegen, der sich zu Hause bedienen und verwöhnen und sich trotzdem grade dort in seinen unliebenswürdigen Eigenschaften gehen läßt“ (E, S. 501).⁷⁰

Marianne Weber zieht keineswegs nur gegen die Traditionalisten zu Felde. Sie ist sich darüber im klaren, daß die Instabilität, vor der die Ehe schützen soll, aufgrund der sich verändernden kulturellen Muster in der modernen Gesellschaft, zunehmend mehr zum Problem der Ehe selbst wird. Der Wandel, den sie in bezug auf die Ehe beschreibt, läßt sich ebenfalls für die Familie identifizieren, die ihrer Funktionen entlastet wird und sich als eigener Handlungsbereich mit einem spezifischen Interaktionsstil herausbildet.⁷¹ Der Einstellungswandel gegenüber der Ehe erhöhe die Tendenz zu nicht-ehelichen Intimbeziehungen. Für die Frau sei damit der hohe Preis verbunden, daß die ‚ökonomische Nabelschnur‘ zwi-

schen dem Vater und dem Kind durchschnitten und der Mann sozial entpflichtet werde (E, S. 529ff.).

In ihren späteren Schriften diskutiert Marianne Weber ebenfalls das Phänomen des kulturellen Wandels von Ehe, Liebe und Sexualität. Dabei bleibt die Frage leitend, welche Bedeutung dieser Wandel für Frauen hat, nämlich für die sozialen und kulturellen Möglichkeiten ihrer Lebenskonzeptionen. Zwei kulturelle Typen von Weiblichkeit machen nach Marianne Weber die Transformation in eine moderne Gesellschaft im Hinblick auf Frauen faßbar. Im Unterschied zum traditionellen einheitlichen Typus, der durch Unterordnung und Verzicht charakterisiert wird, zeichnet sich der oben bereits erwähnte moderne, dualistische Typus durch die Spannung zwischen subjektiver und objektiver Kultur aus.⁷² Die Spannung von Bindung und Freiheit in der Ehe wird damit zum Problem von beiden Gatten. Gegenüber der Außenwelt ist die Ehe eine exklusive Beziehung, nach innen sollte sie durch die Sicherung der Freiheit beider Partner bestimmt sein.⁷³

Im Weltkrieg und in den zwanziger Jahren stellt sich das Problem der Ehe in einem veränderten Kontext. Ist das Buch von 1907 zeitgeschichtlich vor allem durch die Debatten um die Beratungen des BGB und die moderne Ehekritik in der Frauenbewegung bestimmt, haben die Schriften am Ende der zwanziger Jahre einen anderen Problembezug. Marianne Weber diagnostiziert einen Einstellungswandel gegenüber Ehe und Liebesbeziehungen, der nun auch bei den Frauen der kulturellen Eliten stattfindet. Den Fokus ihrer Aufmerksamkeit bildet nun das Verhältnis von Ehe, Liebe und Sexualität in bezug auf die Möglichkeit der Dauer von Intimbeziehungen.

Sie stellt drei Typen der Grundformen nichtehelicher Liebes- und Sexualbeziehungen vor: die ekstatische Liebe, die durch ihre Außeralltäglichkeit und die Illusion der Distanz bestimmt ist; der utilitaristische Typus, der von der Verwirklichung sexueller Bedürfnisse bestimmt ist; schließlich die episodische Liebe, das freie Verhältnis auf Zeit.⁷⁴ Für diese drei Typen gilt weiterhin das Eheideal. Zugleich weisen Marianne

Webers Überlegungen jedoch auf Grenzen der Geltung dieses Ideals. Das Phänomen der utilitaristischen Sexualbeziehung steht für die Sachlichkeit der Moderne, in der das Eheideal keine Geltung mehr hat und eine Entzauberung der Liebe stattzufinden droht. Sexualität ist hier aus ihrer ethischen Bindung entlassen, sie wird nun als „höchster unmittelbarer Daseinswert, als Selbstzweck, als ‚Menschenrecht‘“⁷⁵ betrachtet. Marianne Weber beobachtet hier einen Wandel, der heute als einer „in Richtung auf höhere Kompatibilität mit individueller Selbstverwirklichung“⁷⁶ beschrieben wird.

Der romantische Erwartungstypus dient als Kontrast. Beide Typen stehen für unterschiedliche Gesellschaftsverhältnisse und Weiblichkeitsbilder. Der sachliche Typus reduziert die Liebesbeziehung auf Sexualität und verschiebt damit die Grenzen der Exklusivität. Die weibliche Besonderheit wird nivelliert. Der romantische Typus hingegen kultiviert das subtile Spiel mit der geschlechtlichen Differenz und mit den Grenzen des Individuums. Mit der nüchternen Sachlichkeit geht für Marianne Weber etwas zu Ende, das Pathos der Liebe, eine Spannung zwischen Verzauberung und Entzauberung: die Ehe als Wagnis, als Paradox zwischen erotischer Abwechslung und Anspruch auf Treue und Ausschließlichkeit.

Nach Niklas Luhmann bezeichnet der Code der Liebe ein Exklusivverhältnis, „daß man also einen Vorstoß in Richtung auf Liebe nur erkennt, wenn Momente der Ausschließung anderer mitkommuniziert werden“.⁷⁷ Marianne Weber, so läßt sich zusammenfassen, hat in ihren Schriften darüber nachgedacht, wo diese Grenze der Kommunikation verläuft und wie sich die Sonderstellung des Anderen verschiebt. Die Entzauberung der Liebe, die sie im 20. Jahrhundert aufziehen sah, beschreibt Luhmann unter den Bedingungen der Spätmoderne weniger pathetisch.⁷⁸ Es geht damit auch eine Spannung zwischen Moral und Sexualität zu Ende, in der die Funktion der Sexualität früher immerhin darin bestanden hatte, „heimlicher Indikator für Gewünschtes“ zu sein.⁷⁹

Am Ende der zwanziger Jahre deutet Marianne Weber Perspektiven für die Beschreibung von Intimbeziehungen unter

den Bedingungen der Moderne an. Im 20. Jahrhundert geht danach eine europäische Tradition der Liebessemantik zu Ende. Marianne Weber hat die Bedeutung dieses Wandels dreifach charakterisiert. Erstens beanspruchen Frauen die Autonomisierung von Intimbeziehungen in ähnlicher Weise wie Männer, ein Phänomen, das die heutige Soziologie unter dem Stichwort der doppelten Individualisierung beschäftigt. Diese Entlassung aus traditionellen Bindungen hat für die Geschlechter unterschiedliche Bedeutung in bezug auf persönliche Beziehungen und Lebenskonzepte und schließlich in bezug auf Kinder.⁸⁰ Zweitens hat dieser Wandel aus der Sicht der Gesellschaft ordnungspolitische und bevölkerungspolitische Implikationen, nämlich in bezug auf die Frage, was diese Gesellschaft zusammenhält. Drittens hat die Individualisierung der Frau Folgen für den Gestaltwandel von Liebesbeziehungen und Liebessemantik. Marianne Weber beobachtete diesen Übergang in der Kultur der Moderne mit Blick auf die Risiken, die er für die Frau birgt. Und sie versuchte eine letzte, gewissermaßen kulturprotestantische Antwort, die in der exemplarischen Lebensführung der Eliten liegt.⁸¹ Diese Option scheint für uns heute nicht mehr in Frage zu kommen. Das Problem bleibt der Soziologie allerdings erhalten.

Der Zwiespalt der Moderne

Die hier skizzierten Überlegungen Marianne Webers haben ihre Aktualität keineswegs eingebüßt. Das Problem, das Dagmar Reese als Dilemma der „fortschreitende(n) Diffusion des Weiblichen als kulturelles Geschlecht und seine Amalgamierung mit männlichen kulturellen Mustern“⁸² faßt, beginnt Marianne Weber als Zwiespalt der Moderne zu beschreiben. Dieser Problembezug bildet den Fokus ihres Werkes. Zu Beginn des Jahrhunderts geht sie der Frage nach, welche Bedeutung die Transformation in eine moderne Gesellschaft für die kulturellen Muster weiblicher Vergesellschaftung hat. Ihre soziologische Perspektive weist eine größere Affinität zu Georg Sim-

mels Theorie der Vergesellschaftung auf, als bisher zur Kenntnis genommen worden ist. Der Unterschied liegt indes darin, daß Marianne Weber die Gelegenheit dazu ergreift, „anders zu sehen“, also eine Perspektive einzunehmen, die Simmel als das kreative Potential der kulturellen Formation der Frau beschrieben hat. Entscheidend für ihr soziologisches Denken ist hierbei der Kontext der Frauenbewegung

Der Weg der Frauen in die Moderne, ihre Präsenz in den zuvor Männern vorbehaltenen Räumen sollte danach nicht in Angleichung an die Muster männlicher Vergesellschaftung verlaufen. Vielmehr wird die „Mitgestaltung der Welt durch die Besonderheit des Weibes“⁸³ avisiert. Der Betonung dieser Differenz liegt bei Marianne Weber der Gedanke zugrunde, daß die Modernisierung der Frau – und dies vor allem auch im Hinblick auf die Kinder – eine Kostenrechnung präsentiert, die anders zusammengestellt ist als beim Mann.⁸⁴ Damit bleibt sie auch mißtrauisch gegenüber feministischen Emanzipationskonzepten, die voll des Lobes für technische, „objektive“ Lösungen sind wie die Überlegungen der amerikanischen Soziologin und Frauenrechtlerin Charlotte Perkins Gilman (1860–1935), die das Haus ausschließlich als Ort der Unterdrückung und Ausbeutung betrachtet.⁸⁵ Die Utopie der technischen Machbarkeit läßt für Marianne Weber unter anderem außer acht, daß es bei der Veränderung der Arbeitsteilung „ohne Opfer auf seiten des Mannes, ja ohne eine tiefgreifende ‚Umwertung‘ traditioneller Werte“,⁸⁶ also ohne den kulturellen Wandel nicht geht. Im Unterschied zu Mustern männlicher Vergesellschaftung akzentuiert sie mit der Frauenbewegung das Relationale; das kulturelle Potential der Frauen besteht dann darin, das funktional Geschiedene zu überbrücken.

Die Geschlechtszugehörigkeit bildet bei Marianne Weber eine kulturelle Kategorie, mit der die Probleme der modernen Kultur interpretiert und erklärt werden können. Damit befindet sie sich in einem zeitgenössischen soziologischen Kontext, in dem Fragen nach dem Verhältnis von Tradition und Moderne sowie nach der Dynamik von Differenzierungsprozessen den Problembezug bestimmen.⁸⁷ Auf die funktionale und nor-

mative Trennung der Bereiche und auf den Sinnverlust ergibt sich für Marianne Weber in diesem Rahmen eine geschlechtsspezifische Antwort. Der Fragmentierung des Sozialen stellt sie eine Vergesellschaftungsform gegenüber, die durch eine distinkte weibliche Praxis bestimmt ist. Frauen erhalten den Part der Übersetzerinnen zwischen dem Öffentlichen und Privaten.

Marianne Webers Ausführungen zur Übersetzungstätigkeit enthalten einen Gedanken, den Alfred Schütz (1899–1959) viel später in seinen Überlegungen zum Fremden theoretisch gefaßt hat. Für Schütz hat der Fremde die spezifische soziale Leistung der Übersetzung zu erbringen, im Modus der Übertragung von einer Welt in die andere gelingt ihm alltagstheoretisch die Aneignung der neuen Umgebung.⁸⁸ Dieses Motiv der Übersetzung bildete schon den Kern des Konzepts einer verstehenden Soziologie, das die amerikanische Sozialforscherin Jane Addams (1860–1935) um die Jahrhundertwende entworfen hat. Hier ist Übersetzung ein Modus relationalen Wissens, Synthese und Übersetzung sind die leitenden Begriffe ihres soziologischen Ansatzes. In der Umwelt der dramatisch anwachsenden Einwanderergesellschaft von Chicago entwickelt sie ihr Konzept eines *interpretive knowledge*. Mit der Position des Übersetzers, der immer auch Interpret ist, beschreibt Addams die besondere soziale Formation der Settlements, die den Frauen einen Ort der Rede zur Verfügung stellt.⁸⁹

Marianne Weber entwirft ihre Vorstellung der Kulturträgerin und Übersetzerin in einer nationalstaatlich verfaßten Gesellschaft Kontinentaleuropas. Das deutsche Kaiserreich ist weniger durch die Einwanderung als die Klassenformationen geprägt. Als Alice Salomon (1872–1948) 1908 die Rede zur Eröffnung der „Sozialen Frauenschule“ hält, der ersten überkonfessionellen Fachschule zur Ausbildung im Beruf der Sozialarbeit, stehen Synthese und Übersetzung im Mittelpunkt. Die Weggefährtin Marianne Webers in der Frauenbewegung, die nach dem Ersten Weltkrieg im BDF zunehmend marginalisiert wird, charakterisiert hier die Sozialarbeit als das distinkte Berufsfeld für Frauen. Ihre Adressaten sind zwar nicht

die Einwanderer in den Settlements von Chicago, sondern die Arbeiter und Arbeiterinnen, doch auch sie bemüht wie Jane Addams eine romantische Tradition. Für Alice Salomon gilt das Wort Carlyles: „Gesegnet, wer seine Arbeit gefunden hat!“⁹⁰ In der praktischen Arbeit sollen die künftigen Sozialarbeiterinnen einen Vergleich zwischen den eigenen vergangenen biographischen Möglichkeiten und denen ihrer Klienten ziehen können.

Nach Marianne Weber wechseln Frauen von einer Welt in die andere, sie übersetzen Erkennen in Urteilen und Sein in Sollen. Die wertbezogenen Maßstäbe sind freilich nicht in der Studierstube zu erfinden. Marianne Weber schwebt ein ganz anderes Labor der Moderne vor. Trügen nämlich die Frauen „zur Verminderung der Kluft zwischen sachlicher und persönlicher Kultur bei, so könnte das, was ihrer intellektuellen Tätigkeit an Bedeutung für die objektive Kultur auch in Zukunft abgeht, aufgewogen werden durch ihre Bedeutung für die Kultur der Persönlichkeiten“.⁹¹

Die zwiespältige Situation der Frau in der Moderne wird in den Überlegungen Marianne Webers nicht gelöst oder gar aufgehoben. Was in der modernen Kultur auf dem Spiel steht und worin Gewinn sowie Kosten der Modernisierung bestehen, hat sie mit großer Aufmerksamkeit und letztlich sehr nüchtern beobachtet. Aufgezeichnet hat sie dabei den Beginn eines Transformationsprozesses, von dem wir inzwischen wissen, daß er sozial und kulturell für die Beziehungen zwischen den Geschlechtern einer Massivverschiebung gleichkommt. Die Anzeige, die der Heidelberger Frauenring anlässlich ihres Todes verfaßte, hat damit auch für die Soziologie Geltung: „Sie war eine der ersten, die den historisch bedingten Wandel in der Stellung der Frau um die Jahrhundertwende klar erkannte.“